

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 17. Juni 1896.

Berliner Bureau: Berlin SW, Hamburgerstraße 3.

Sozialpolitische Schildbürgerstücken.

Als die ehrbaren und biederem Bewohner Schilda's im Juni...

Am 1. Juli wird die Verordnung des Bundesrathes über den Vätererwerb...

„Nulla dies sine linea“ oder „wem gehen wir heute zu Leibe“...

Einige hat Verd und Schlangen anstatt naderer Fische...

Weiße nach der falschen Seite hin fördert, daß man versucht wäre, zu lachen...

damit zur Genüge bewiesen haben, daß ihr Blick durch keinerlei Sachkenntnis getrübt ist...

Deutsches Reich.

* Der Kaiser und die Kaiserin unternahmen gestern früh einen gemeinsamen Spazierritt in die Umgebung des Neuen Palais...

* Die Ankunft des Kaisers zu den Rieder Negaten wird dem Vernehmen der „Kiel. Ztg.“ nach am 19. Juni Morgens erfolgen.

* Reichsanwalt Ruch zu Gohelohde-Schillingshausen erwiderte gestern Nachmittag den Besuch des sinesischen Botschafters...

* Prinz Georg Wilhelm von Cumberland befindet sich in fortwährend vorrückender Rekonvaleszenz...

* Der frühere mecklenburgische Justizminister Hermann v. Buchta ist gestorben.

* Dr. Hummel, der Adjutant des Reichskommissars von Wismar...

* Staatsminister Dr. von Boetticher hat, einer parlamentarischen Korrespondenz zufolge...

* Dem älteren Sohne des Bismarck'schen Reichspräsidenten, Lord Alton...

* Der Umstand, daß dem sinesischen Bismarck'schen Reichspräsidenten...

* Der japanische Marischal Yamagata wird heute Mittag vom Kaiser in Privataudienz empfangen werden...

* In bin lediglich hierher gekommen, um Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser meinen Respekt zu bezeugen...

* In Moskau war es anders. Da war ich als Spezialbevollmächtigter beim Czaren akkreditirt...

* Die gegenwärtige Verhandlung im preussischen Abgeordnetenhaus...



(Nachdruck verboten.)

Trene.

19)

Roman von M. Schöpp.

Vielleicht dachte er ähnlich — aber es wäre ja lächerlich gewesen. Er würde ſich eine Blöſe geben. Und das durfte auf keinen Fall geſchehen. Das Verhältniß zwischen den Gatten hatte ſich derart geſtaltet, daß ſie ſich gegenseitig faſt ſchämten, ſich um einander beſorgt zu zeigen.

Als die drei fortfuhren, ſahen Eliſe und Friß ihnen nach.

„Nimm mirs nicht übel, Friß,“ ſagte die Rätthin, „aber es will mir nicht gefallen, daß Du Deine Frau allein gehen läßt.“

„Und warum gefällt Dir das nicht?“ gab er gereizt zurück.

„Du brauchſt nicht gleich beleidigt zu ſein, lieber Better; oder fühlſt Du Dich getroffen? Deſto beſſer. Es war übrigens nur eine harmloſe Bemertung, weil — weil ich es ſo komiſch finde, daß die drei Schlüters dahin fahren und wir beiden Bellinghauſens ihnen neidiſch nachſehen. Bekenne mal Farbe, Friß: möchtest Du jezt nicht lieber an Trautens Seite ſitzen als ſie während des ganzen Weges bis nach Zehringenhof von Eurem intereſſanten Better bewundern zu laſſen?“

Sie lachte; aber ihre Augen ſchienen auf dem Grunde ſeiner Seele leſen zu wollen. Unwillig wandte er ſich ab.

„Du haſt ſeltſame Einfälle, Eliſe. Wäre ich nicht thatſächlich dringend beſchäftigt, würde ich ſie ſelbſtverſtändlich begleitet haben. Außerdem haſt Du doch gehört, wie ihre Familien jezt Jahren Freundschaft pflegten. Ich finde nichts darin, auch nicht, daß wir Beide ihnen nachſehen, ſchöne Kouſine,“ und auch er zwang ſich zum Lachen.

Der Weg war ſtaubig und ſchattenlos, aber Frau Schlüter verſicherte, es ſei eine köſtliche Fahrt. Vergangene Zeiten lebten in ihr auf; ſie unterhielt ſich excluſiv mit Alſen.

„Nicht war Peter? — Erinnern Sie ſich Peter? — Das müſſen Sie ja auch wiſſen, Peter?“ Und er wußte Alſes, und erinnerte ſich auch der kleinſten Vorkommniſſe und unterhielt die alte Dame ſo gut, daß ſie garnicht darauf achtete, wie theilnahmslos Traute neben ihr ſaß. Sie lebte heute nur in der Vergangenheit. Die Zukunft war ihr gleichgiltig — ſie ſelbſt hatte ja nichts mehr zu erwarten und die Gegenwart — Alſen war nicht im Zweifel, daß ihr kein Opfer zu ſchwer geweſen, ſie anders, ganz anders zu geſtalten. — Er ſprach von dem einſtigen Glanz des Hauſes und ſeinem unvergeßlichen Dheim, ſeiner Ueberraiſchung, als er vieles ſo ganz verändert fand. — Und dabei ſah er Trauten in die ernſt auf ihn gerichteten Augen.

Ihr entging kein Wort, keine Bewegung ihrer beiden Verwandten. Sie kannte der Greiſin Gedanken und fühlte Alſens verſteckte Vorwürfe. Aber ſie ſollten nicht wiſſen, daß ſie ſie verſtehe. Die durſten nicht. Auch ſie begann in traurig einſamen Stunden bereits darüber nachzudenken, wie anders es hätte kommen können. Seit dem Augenblick, da ſie erfahren, daß ihr Vermögen Friß zu ſeiner Werbung veranlaßt, war ſie unglücklich. Sie hatte in der erſten Zeit noch auf eine Verſöhnung gehofft. Sie zitterte, daß ein Dritter, daß Alſen ihr trauriges Geheimniß entdecken könne. So lange ſie ihren Schmerz, die Enttäuſchung ihrer treuen Liebe allein trug, konnte ſie wenigſtens der Welt gegenüber ein gleichmüthiges Geſicht begeheln. Sobald man aber von der ihr wiederfahrenen Demüthigung wußte; ſobald man ſie bemitleidete —

Glühende Röthe gedeckte ihr Geſicht. Nur das nicht, nur das nicht!

Sie ſahen Zehringenhof etwa eine halbe Meile im Sonnenglanz vor ſich liegen; der Scheunen rothe Ziegelbäcker leuchteten feurig aus Gruppen breitſtängiger Baumtronen herbor; da klang plötzlich von der linken Seite her deutliches Pferdegetrappel.

„Guten Tag!“ grüßte der Rittmeiſter mit kräftiger Stimme.

„Verflucht,“ murmelte Alſen zwischen den Zähnen.

„Wie? — — Graf Holten!“ rief Traute, ſichtbar erfreut.

Frau Schlüter lorgnettierte ihn und nickte ihm gnädig zu. Sie mochte ihn gut leiden. Sein Geſicht gefiel ihr und die Ehrerbietung gegen ihre Perſon, die bei ihm wirklich von Herzen kam, that ihr wohl.

„Darf man fragen, wohin die Damen zu fahren beabſichtigen?“

Er hatte mit Alſen einen kalten Gruß gewechſelt und ließ ſein Pferd dicht an Trautens Seite traben. Er ſchien außerſt erfreut, als er das Ziel ihrer Fahrt erfuhr, erzählte, daß er ſeinen gewohnten Spazierritt nach der Förſterei mache und baſie begleiten zu dürfen. Er machte ſich dadurch zum Betrüger an ſeinem Freunde, dem Prinzen Brangentan von der Garde, der ihn um vier im Casino erwartete und nun ohne ſeine Geſellſchaft den Nachmittag zubringen mußte.

„Sie haben ſich lange nicht bei mir gezeigt,“ ſagte Frau Schlüter mit ihrem lebenswürdigen Lächeln, das die jungen Leute bezauberte und zwang Kuprecht nun an ihre Seite. „Und, Kind, wir haben die Herren nicht einmal mit einander bekannt gemacht. Mein Großneffe Alſen — Graf Holten. Der — kennen Sie ſich?“

„Nein,“ ſagte der Rittmeiſter mit verletzender Kälte. Ein Blick tödtlichen Haſſes traf den Grafen aus ſchwarzen ſtadernden Augen. — Doch mit dem gleichmüthigſten Tone fragte Peter, ob die Woltaus ſich nicht ein wenig bedrückt fühlten, wenn ein ihnen gänzlich fremder Cavalier in ihr Haus käme. . . .

Traute ſah ihn erſtaunt an.

„Wie kommen Sie darauf, Peter? Man iſt gaiſtfrei in Zehringenhof, und als Papa noch lebte —“

„Vor wie vielen Jahren?“

„Als Papa noch lebte, haben wir immer reizende Feſte dort gefeiert.“

„Vertreter der Ariſtokratie? — Onkel Woltau iſt adelsfeindlich!“

„Da wiſſen Sie mehr als ich.“

„In dieſem Falle, verehrteſte Couſine, allerdings.“

„Und?“

„Und das Weitere überlaſſe ich Ihnen.“

„Worüber ſankt Ihr Euch denn?“ fragte die Matrone kopfſchüttelnd. Alſen und Traute hatten zuletzt in erregtem Tone geſprochen. Glücklicherweise war Holten vorhin etwas zurückgeblieben, trabte nun aber wieder geſaſſen neben dem Wagen her, und das peinliche Geſpräch war beendet. —

Wüthendes Hundegekläff, Gackern und Schnattern ungeliebten Federviehes kündete auf dem Gutshof die Ankunft Fremder an, als ſich der Wagen noch in der ſchattigen Buchenallee befand. Frau Woltau machte in der Gewißheit eines heutigen Beſuches ſein ſehr erfreutes Geſicht. Sie hatte Johannisbeeren auf dem Feuer und die Himbeeren waren unter der Preſſe. Ihre Schweſter und Schwägerin hatten ſackartige Gewänder um ihre Leiber gewickelt, da ſie das Obſt reinigten und ihre Kleider und Schürzen fleckenlos zu erhalten ſtrebten. Sie ſahen zwar ſehr wirthſchaftlich und beſchäftigt aus, aber durchaus nicht ſehr lieblich, wozu ſie ſelbſt die bis über den Ellenbogen nackten knochigen Arme nichts zu ändern vermochten. Helene war mit den beiden Mädchen im Garten, wo ſie ſich bei den Stachelbeeren die Hände blutig

richtigen und Wieder singen mußten. Frau Woltau war sparsam und wünschte, daß ihre Beeren gepflückt und nicht gegessen werden sollten.

„Besuch?“ fragte Fräulein Woltau mit einem mürrischen Gesicht. „Wer sollte denn heute kommen?“

„Ja, wer sollte denn kommen?“ fragte auch Frau Hellmuth, der Hausfrau Schwester, begann aber doch die Aermel herabzustreifen und warf einen spähenden Blick hinaus.

„Wie unangenehm! Gerade heute!“ Die Hausfrau rührte ärgerlich in ihrem kupfernen Kessel.

„Es wird der Prediger sein,“ tröstete Frau Hellmuth.

„Seit wann hat der Prediger einen Wagen? Und seit wann hat er ein Reitpferd? Und — da habt Ihr die Bescheerung! Schlüters sind's.“

„Wenn wenigstens die Jungens da wären!“ klagte sie. Aber rasch band sie die Schürze ab, strich das ins Weiße spielende Haar aus dem heißen rothen Gesicht und warf einen verzweifelungssoollen Blick in die rothe kochende Masse. „Eine halbe Stunde müssen sie noch auf dem Feuer sein — paßt nur auf, daß sie nicht anbrennen —“

Und mit freudigstem Gesicht stürzte sie den Gästen entgegen.

„Nein! Diese Freude! Diese Ueberraschung! Traute — Peter — Du, Ernestine — wirklich, bist Du's?“

Zu ihrer Ehre muß gesagt werden, das sie beim Anblick der alten Freundin die Johannisbeeren und den Himbeerjaft vergessen hatte. Die beiden alten Frauen lagen sich weinend in den Armen, konnten lange kein Wort sprechen und ihre Thränen waren so aufrichtig wie ihre Freude. Unterdessen hatte Holtens zu Alfens Wuth Trauten aus dem Wagen gehoben, während Alfens sich mit Frau Schlüters Kissen, Decken und Tüchern belud. Die Hunde hatten den alten Woltau im Schlafrock und ohne Kragen herbeigelockt, man entschuldigte sich, stellte sich vor, schrie nach Helenen, nach dem Stallknecht und die beiden Vornen an brodelnden Kessel erinnerten sich plötzlich, daß „porn“ die Hausthür gestrichen und für drei Tage geschlossen sei, daß also die Gesellschaft ihren Einzug durch die Küche halten würde.

„Und ein Fremder ist auch noch dabei,“ zischelte Regine wüthend, „dreh Dich doch um, Marie, dann erkennen sie uns wenigstens nicht.“

Das thaten sie auch und hatten die Genugthuung, für Tagelöhnerinnen gehalten zu werden. Die Gäste wurden von Frau Woltau in den Saal komplementirt, wobei sie das Mißgeschick mit der neugestrichenen Thür erzählte und sich besonders gegen den Grafen Holten mit vielen Worten entschuldigte. Ihr Mann bedeutete ihm, daß er sich bücken müsse, sonst stoße er mit dem Kopf an den Thürrahmen. Holten wollte mit den Uebrigen eintreten, da fiel ihm ein, daß es sicherer sei, seinem Wallach ein Halfter umzulegen. Er konnte sich vom Bügel losreißen, war ein junges Thier und leicht konnte ein Unglück passieren. Er eilte also nach der Küche zurück, wo seinen suchenden Blicken sich wieder die Rückseiten der beiden alten Damen boten, von Dämpfen und brodelnder, zischender Flüssigkeit umhüllt.

Die kleine Gesellschaft hatte im Saal Platz genommen, als sie Holtens Abwesenheit bemerkte. Natürlich besaß man sich, Näheres über ihn zu erfahren.

„Wie heißt er? Ich habe den Namen nicht verstanden?“

„Ein Graf ist er? Graf Holten?“ „Und durch die Küche! Was muß er nur von uns denken!“

Herr Woltau, der in seiner Familie blutroth war und sämtliche vorhandene Biographien von Robespierre neben dem Meyer'schen Konversationslexikon im Bücherjhrant aufbewahrte, besaß die seltene Charakterstärke bei den Wahlen und der Anwesenheit eines „Junkers“ streng konservativ zu sein. Und obgleich er mit einigen seiner intimen Freunde wenig lieblich und achtungssooll vom Adel sprach, konnte man ihm kein höheres Vergnügen machen, als ihn „Herrn von Woltau“ zu nennen.

Als er nun von Alfens bestätigten hörte, daß der fremde Gast ein Graf sei und noch dazu ein sehr, sehr reicher Graf, verschwand er stillschweigend, holte den Schlüssel zum Weinkeller und kam nach einer Weile mit zwei arg verstaubten Flaschen zurück, die er triumphierend auf den Tisch stellte. Unterdessen hatte Frau Schlüter Holtens Loblied gesungen und Peter einige dringende Worte mit seiner schönen Verwandtin gewechselt.

„Sind Sie mir böse, Traute?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Ich meinte, meine Worte in Bezug auf den Grafen Holten.“

„Nein, Peter. Nur war ich von dem gereizten Ton, in dem Sie sprachen, überrascht.“

„Und wenn ich Grund dazu habe?“

„Gründe? Nun ja, daß Onkel oder Tante Woltau im Stillen Einwendungen machen könnten! Aber Sie sehen, daß Sie sich täuschten. — Wie meinten Sie, Tante?“

„Warum begleitete Dein Mann Dich nicht?“

„Er — er läßt sich entschuldigen. Es war viel zu thun.“

„Ja, ist er denn auch im Bankgeschäft?“

„Gewiß, Tante. Er ist doch der Chef.“

„Und die Dame, die damals mit in der Försterei war?“

„Frau von Rüttgen. Sie hatte einen Besuch vor — wäre übrigens gern mit hierher gekommen.“

„Im — gewiß ja —“

Frau Woltau warf einen vielsagenden Blick auf Alfens, wodurch dieser wußte, daß ihr Mann sein Geheimniß endlich mit ihr und vielleicht auch noch mit Anderen getheilt, sah die Baronin mitleidig an und drückte ihrer alten Freundin theilnahmssooll die Hand.

„Wo bleibt denn Deine Helene?“ sagte Frau Schlüter, „und auch Deine Schwester habe ich noch nicht gesehen.“

„Ja, Helene, sie ist ja bei den Stachelbeeren. Gehen Sie doch mal in den Garten, Peter. Nein, wie sich das Kind freuen wird! Sie wissen doch den Weg?“

Alfens öffnete gehorham die Thür. — — Ein brenzlicher Geruch drang in das Zimmer.

„Mein Gott!“ schrie Frau Woltau, meine Johannisbeeren!“ und stürzte nach der Küche. „Marie! Marie! Sagte ich denn nicht — verdorben! alles verdorben!“

Zornig sah sie in den kupfernen Kessel, Alfens guckte über ihre Schulter; Frau Schlüter und Traute kamen auch in die Küche, sich nach dem Unheil zuerkundigen; bei ihrem Erscheinen ließen Frau Hellmuth und Regine Alles im Stich und stürmten wüthend die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf. Traute saß ihnen verblüfft nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schreibmaschine.

Eine amerikanische Geschichte.

John Sparks war dem großen Publikum keine unbekanntere Persönlichkeit. Unter der fettgedruckten Aufschrift: „Er fragte zwanzig Jahre und noch länger“ war sein Bild in nahezu allen großen und kleinen Zeitungen erschienen, darunter folgte eine persönliche Ansicht über eine gewisse Art von Blutreinigungsspielen, welche er als eine großartige, einzig in der Geschichte der Medicin dastehende Erfindung pries, und dann kam zu guter Letzt eine rührende Erzählung, wie er sein ganzes Leben unter einem beständigen Jucken der Haut zu leiden gehabt hatte, bis der Zufall ihm eines Tages dieses wunderbare Mittel in die Hand gespielt und er fortan gesund und glücklich war.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache etwas anders.

Sparks fuhr damals mit einem Kohlenwagen von Haus zu Haus durch die Straßen New-Yorks und da mochte es wohl ganz zufällig geschehen, daß er sich am Rücken kratzte.

Ein ällicher, feiner Herr beobachtete diesen Vorgang mit ungetheilter Aufmerksamkeit und trat schließlich an das stillstehende Fuhrwerk heran.

„Ich kenne dieses entsetzliche Jucken der Haut,“ sagte er leutselig. „Nehmen Sie von diesen Billen und Sie werden ein anderer Mensch sein.“ Mit diesen Worten händigte er dem Kohlenmann ein zierliches Schächtelchen ein, nicht wohlwollend mit dem Kopfe und ging seiner Wege.

Glückliche Tage später zog Sparks wieder mit seinem Kohlenwagen umher, als der älliche, feine Herr ihm neuerdings begegnete und schon von Weitem rief:

„Nun, was halten Sie von meinen Billen?“

„Oh, ich glaube, sie schaden nicht.“

„Und das Jucken der Haut ist wie weggeblasen, nicht so?“

„Das gerade nicht, aber es ist auch nicht stärker, und wenn nicht der verteuerte Kohlenstaub . . .“

„Sehen Sie, sehen Sie, wie meine Billen auch bei Ihnen Wunder gewirkt haben! Bei Leibe, Sie sollen mir nichts dafür bezahlen,“ fuhr der älliche, feine Herr begeistert fort, wiewohl Sparks in dieser Hinsicht nicht die leiseste Abticht verrieth, „aber

wenn Sie aus Dankbarkeit ein paar Zeilen niederschreiben wollen, worin Sie erklären, daß meine Willen . . .

Sparks lächelte. „Es ist ein großer Dienst, welchen Sie Ihren leidenden Mitmenschen erweisen.“ sprach der alte Herr salbungsvoll und zog langsam eine Fünf-Dollarnote aus der Westentasche.

„Wieviel ist es?“ fragte der Kohlenmann kurz und kniff das rechte Auge zu.

„Ja, mein Freund, das kommt darauf an . . . wenn Jemand so lange gelitten hat wie Sie . . .“

Sparks schmunzelte mit pfliffiger Unverschämtheit und der Billenerzeuger fragte in äußerst ungenirtem Tone:

„Könnten Sie unter Umständen zwanzig Jahre lang gekratzt haben?“

„Gewiß, ich müßte eben sehr jung angefangen haben.“

„Vortrefflich! Nehmen Sie dies für Ihren Zeitverlust und lassen Sie das Uebrige meine Sorge sein.“

Sparks war immerhin etwas betroffen, als er kurze Zeit darauf sein beschiedenes „Ich“ in tausendfacher Vielfältigkeit erblickte. Und erst die Beschreibung seiner entsetzlichen Leiden! Es war fast zu Thränen gerührt, und überdies konnte er jetzt manchmal nicht umhin, ein unaussprechliches Jucken der Haut zu verspüren. Dies waren übrigens nicht die alleinigen Wirkungen der von ihm gepriesenen Blutreinigungspillen, sondern Sparks gelangte allmählich zu der Ansicht, daß es auf der Welt Kluge und Einfältige gäbe, und daß man ganz auf sein Fortkommen finden könne, ohne stets mit Kohlenstaub bedeckt zu sein.

Wie gesagt, er war nur noch mit halbem Kopfe bei seinen Kohlenkübeln. Er dachte viel nach, überlegte noch mehr, und als das Vertrauen in die Dummheit seiner Nebenmenschen bei ihm hinlänglich gefestigt war, beschloß er, einen kühnen Versuch zu machen. Sparks verkaufte demgemäß sein Kohlengeschäft und wendete sich einem Unternehmen von ungeheurer Tragweite zu. Es handelte sich um eine großartige Erfindung, deren Prioritätsrechte, wie es hieß, bereits für alle Staaten der Erde mit Ausnahme von Marokko gesichert waren.

Das Sparks'sche Patent, welches in einem phosphorescirenden Fliegenpapier bestand, bot den großen Vortheil, daß sich die Fliegen, ob ihrer ausgesprochenen Vorliebe für leuchtende Gegenstände, auch in der Dunkelheit fangen ließen und somit allen Sparks'schen Fliegenpapierbesitzern eine ungestörte Nachtruhe garantirt werden könnte. Trotz dieser unleugbaren Nützlichkeit bedurfte es dennoch eines äußerst findigen Kopfes, um dem neuen Artikel die Gunst des Publikums zu erobern und Sparks sparte weder Schlaucht noch Druckerwärme, um dieses Ziel zu erreichen. In allen Zeitungen tauchten seine Inserate auf, welche regelmäßig mit den Worten begannen:

**Tod! Keinen Pardon!
Sie müssen sterben!**

Und hierauf folgte die grauenerregende Schilderung einer von Fliegen heimgesuchten Schlafstube. Sparks kannte sein Publikum. Er hatte nicht umsonst „zwanzig Jahre lang gekratzt“, und da es nun auf eigene Rechnung ging, entwickelte seine Phantasie Bilder doppelt verwegener Art. Sparks war eben ein ausgesprochenes dramatisches Talent, wie solches noch nie vorher im Dienste von irgend einem Fliegenpapier gestanden hatte, und wenn ihm die Inspiration eine glückliche Neklame eingab, dann lief er in aller Eile zu Miß Miller, um mit ihrer Hilfe seine Idee zu Papier zu bringen, denn Sparks konnte nicht schreiben. Das war der schwarze Punkt in seinem Dasein, der gleich einer drohenden Wolke den Horizont seiner bisher so glücklichen Laufbahn verdüsterte.

Sparks war in äußerst gehobener Stimmung. Sein Fliegenpapier fand reizenden Absatz, und noch war nicht der Triumph ausgespielt, von welchem sich sein geschäftlicher Ehrgeiz einen noch weit größeren Aufschwung versprach. Hatte er bisher seine Leser durch Vorführung von Scenen der Fliegenverheerungen eingeschüchtern, so wollte er mit einem Male umfatten und durch rührende Schilderungen ungestörter, häuslichen Glückes derart auf ihr Gemüth wirken, daß sie mit Thränen in den Augen nach seinem patentirten Fliegenpapier greifen würden! Ja, das war eine kapitale Idee!

„Und wenn nur einer von fünfzig hängen bleibt!“ dachte Sparks, während er den Eingang eines siebenstößigen Geschäfts-

hauses betrat und sich in dem Fahrstuhle niederließ — „Miß Miller in ihrer Office?“ fragte er gleichzeitig.

„Jeden Tag von neun bis fünf“, entgegnete der Schwarze, welcher das Behittel auf- und abwärts dirigierte, und selbst genug, hatte der Bursche diesmal nicht gelogen.

Miß Miller hielt ihre Geschäftsstunden sehr pünktlich ein. Sie war die glückliche Besitzerin einer Remington'schreibmaschine, und ihre Gewandtheit auf diesem Feld stand Jedermann gegen ein bestimmtes Entgelt zur Verfügung. Abgesehen von dem Umstande, daß Miß Miller's Eltern Müller hießen, war nichts Bemerkenswerthes an ihrer Person. Sie hatte eine Stumpfnase und sah gerne zum Fenster hinaus. Wenn ihr Blick manchmal das gegenüberliegende Haus streifte, fühlte sie stets ein anderes Augenpaar auf sich gerichtet, welches einem jungen Mann angehörte, der ein hungriges Aussehen und bloß neun Dollars die Woche hatte, und züchtiglich wandte sie sich allemal wieder ihrer Schreibmaschine zu, während er seinen Herzenskummer in ein blauiniirtes Geschäftsbuch eintrug. Wie jedoch die Liebe nun einmal erfindertisch ist, trat der besagte junge Mann selbst eines Tages bei Miß Miller ein und ersuchte sie, unter seinem Diktat einen Brief niederzuschreiben, welcher für ihn von größter Wichtigkeit sei. Dies sagte er in sichtbarer Aufregung. Miß Miller hingegen betrachtete eine kühle Berurtheilung, rückte ihren Stuhl an die Schreibmaschine, tastete elliiche Male spielend über die Klappen, wodurch sie kundgab, daß nunmehr Alles bereit sei, und der junge begann:

Geehrtes Fräulein!

Wiewohl ich nicht die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt worden zu sein, so genügte doch Ihr Anblick, um in mir Gefühle wachzurufen, welche seither unumschränkt in meinem Herzen gebieten. Da auch Sie meine Blicke nicht ganz unbemerkt liegen, so erlaube ich von Ihnen das erlösende Wort, welches über meine künftige Seligkeit entscheiden und mir sagen soll, ob Sie das Loos eines Mannes theilen wollen, der Ihr Glück zur ewigen Aufgabe seines Lebens machen würde. Sprechen Sie dieses Wort aus und beglücken oder vernichten Sie damit Ihren Sie ewig liebenden —

Der junge Mann hatte mit weinerlicher Stimme geendigt, und die Schreibmaschine gab einen freischendenden Ton von sich, als Miß Miller den fertiggestellten Brief hervorzog und ihn mit unmahbarer Kühheit überreichte.

„Nun, mein Fräulein?“ wagte der erfinderische Jüngling zu fragen.

„Eine Seite . . . macht fünfzig Cents,“ entgegnete Miß Miller in so vollendeter Fassung, daß der junge Mann mit nervöser Hast einen Dollar aus der Tasche zog und denselben blutenden Herzens auf das Pult legte. Miß Miller hingegen dauerte lebhaft, daß sie kein Kleingeld hätte, und so wollte jener wiederkommen, wie er mit einem vernichtenden Blicke sagte, aber als er der Tür zuschritt, packte es ihn noch einmal mit wildem Weh:

„Oh, Ihr Weiber,“ knirschte er. „Jetzt habe ich einen halben Dollar geopfert, und noch immer will sie nichts von mir wissen!“

Fast gleichzeitig trat Mr. Sparks mit einem seltsamen verklärten Gesichtsausdruck ein und begrüßte die Dame, indem er ausrief:

„Ich komme heute in einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen. Wollen Sie genau meine Worte zu Papier bringen, denn es handelt sich um viel, sehr viel für mich . . . verlieren Sie keine Silbe von dem, was ich Ihnen diktiren werde, und sagen Sie mir dann zum Schluß, ob Sie damit einverstanden sind, mein Fräulein.“

Sparks sah Miß Miller dabei so freundlich an, seine Diamantknöpfe blinkten so eigentümlich, daß die junge Dame von einer süßen Ahnung erfaßt wurde und sich mit siegesheiterem Lächeln an die Schreibmaschine setzte. Sparks ließ einen langen prüfenden Blick auf ihr ruhen, und in seinem Kopfe tauchten Bilder auf, welche sein Blut in rascheren Umlauf setzten . . . Er sah schon wie jedes Auge, das auf seinem geplanten Inserate geruht, feucht wurde und unzählige Hände nach seinem patentirten Fliegenpapier griffen. Miß Miller klapperte ungeduldig zum Zeichen des Beginns, obgleich sie recht wohl errieth, worauf das Ganze hinaus sollte, aber immerhin mußte er sich deutlicher erklären . . . dann . . . dann war sie ja gern bereit . . . Sparks ließ nicht auf sich warten und begann völlig im Geiste seiner ergreifenden Schilderung mit gerührter Stimme zu diktiren:

„Nennen sie das Glück einer schönen, ungestörten Häuslichkeit. In der traulichen Stube ist die Familie versammelt, wohin das

n dem
au im
daß
iel zu
rfterei
wäre
n, wo-
ch mit
ab die
theil-
hüter,
n Sie
freuen
glicher
annis-
Sagte
über
in die
ließen
hühend
n ver-
kannte
fragte
allen
ne per-
willen,
r Me-
t eine
m be-
Zufall
eispiel
us zu
l ganz
g mit
ehende
r leut-
in an-
oblen-
it dem
oblen-
s be-
so?“
wenn
hnen
dafür
erwohl
„aber

Auge blickt überall peinliche Sauberkeit, und keine Fliege stört den tiefen, heiligen Frieden. Deshalb wollen Sie diesem Glück aus dem Wege gehen? Oh, lassen Sie mich den Wegweiser Ihres Glückes sein! Es kostet nur . . .

„Nur ein Wort und das lautet: Ja!“ freischte jetzt Miß Miller die nicht länger an sich halten konnte, jählings ihre Schreibmaschine verließ und Sparks schlügend um den Hals fiel, indem sie rief: „Ja, wir wollen einander angehören für das ganze Leben!“

„Aber mein werthes Fräulein,“ ächzte Sparks, während er sich aus ihrer frampfhafsten Umarmung loszumachen suchte; „es war doch bloß von meinem patentirten Fliegenpapier die Rede!“

„Ach, wie sind doch gerade die bravsten Männer so schüchtern. Es braucht ja keiner weiteren Maske, da wir unsere beiderseitige Neigung kennen,“ sagte Miß Miller schalkhaft und gab dem Widerstandslosen einen herzhaften Kuß. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und auf der Schwelle stand der verschmähte junge Mann, mit einem halben Dollar in der Hand und dem Stachel der Eifersucht im Herzen. Miß Miller hatte trotz dieses unerwarteten Besuches ihre Fassung allsogleich wiedererlangt und sagte in freudiger Erregung:

„Hier stelle ich Ihnen meinen Bräutigam Mr. Sparks vor . . . wir haben uns lieben verlobt.“

Und Sparks verneigte sich, weil ihm eigentlich sonst nichts übrig blieb, aber insgeheim dachte er:

„Oh Schmach! Daß ich an meinem eigenen Fliegenpapier hängen bleiben mußte!“

Nachdruck verboten.

Was die Mode Neues bringt.

Alle Behauptungen, die Crinoline könne wiederkehren, sind wohl in das Reich der Fabel zu verweisen. Man füttert die Röcke mit German-Fibre, schiebt allenfalls dem Jupon einen Aluminium-Streifen ein, der den Glockenrock besser stützen soll, von einer eigentlichen Crinoline wollen aber selbst die enragersten Modedamen nichts wissen. Die neuen Glockenröcke werden 5-6 Meter weit gefertigt, gerade weit genug, um, wenn noch aufliegend und als Rehrbesen dienend, der Gesundheit ernste Gefahren zu bringen. In Wien hat sich ein Schlepp-Abtretungs-Berein gebildet, dessen Mitglieder ganz im Stillen, aber sehr segensreich wirken. Wo sie eine staubaufwirbelnde Schleppe sehen, wird der Fuß darauf gesetzt; daß der betreffende Herr, höflich den Hut lüftend, noch höflicher „Pardon“ sagt, ändert nichts an der Thatfache, daß er erbarmungslos Schleppe und Balaneuse abgetreten hat.

Die Blumenform ist jetzt für Taillen ziemlich allgemein angenommen; nur ganz corpulente Damen tragen Fischbeintailen. Wir haben lange keine bequemere angenehmere Bekleidungsform gehabt, nur schade, daß uns die Mode mit ihrem „tour de cou“ dem aus lauter Spitzen oder Tüll gestollten Halsfragen eine Unbequemlichkeit auferlegt. Wird man verurtheilt sein, diese Kondorkrausen auch im Sommer bei 20 Gr. R. zu tragen? Wahrscheinlich, denn die Rüschenfabrikation ist in voller Blüthe und überträgt dieses Blüthesadium auch auf ihre Erzeugnisse, die mit Beichen, Moosrosen, Narzissen rechts- und linksseitig geschmückt werden.

Einen erfreulichen Gegensatz zu all den überputzten Modelfleibern, in denen sich unsere weiblichen Sigerl gefallen, bilden die von F. Girshberg u. Co. (München) eingeführten Reformkostüme, die auf allen hygienischen Ausstellungen auch bereits prämiirt worden sind; sie sind aus porösen, wasserdichten Lodenstoffen gefertigt, ohne Korset zu tragen, dabei elegant und modern, so recht ein Kleidungsstück, in dem man es sich wohl sein lassen kann, ohne auf Stahlpanzer, Kondorkrausen, Aluminiumstreifen zc. Rücksicht nehmen zu müssen. Der Rock ist glatt, zum Hochschürzen eingerichtet, die Reformblouse ist fest gearbeitet, darüber eine offen wie geschlossen zu tragende Jacke, die sich, ohne zu belästigen, in bequemer Weise den Körperformen anschmiegt. Auf Reisen und für den Badeaufenthalt sind diese ebenso hübschen wie angenehmen Reform-Kostüme von unübertroffenem Werth.

Wer Wolle nicht liebt, thut gut, derartige Kostüme für den Hochsommer in Leinen fertigen zu lassen. Nach vielen Versuchen

ist es jetzt gelungen, die neuen Modefarben und Dessins aus dem leinenen Gewebe herzustellen; selbige sind elegant und dabei preiswürdiger als alle Crepons, Boiles und Baresges, die faum eine Saison aushalten. Die bekannte Leinen-Firma F. B. Grünfeld (Wandshut i. Schl.) hat das Verdienst, diese ebenso dauerhaften wie angenehmen Modestoffe eingeführt zu haben, die bald den Gang eines Consumartikels einnehmen werden und einen wirklich hygienischen Werth haben.

Zum Schluß sei noch einer Modeneuheit gedacht, die namentlich die zur Corpulenz neigenden Damen interessiren dürfte. Man unterzieht sich nämlich jetzt einer sogenannten Taillen-Massage, die von eigens geschulten Masseusen derart geübt wird, daß sie die Figur vom Kreuz aus nach der Hüft- und Bauchgegend zu streichen, kneten, klopfen, nach allen Regeln der Kunst und Hygiene massiren, so daß jeder Fettsatz beseitigt wird und die Figur schlank und adrett erscheint.

Jda Barber.

Allerlei.

Die diplomatische Mission. In seinen Aufzeichnungen erzählt der italienische Schauspieler Ernesto Rossi, wie er im Ausstellungs-jahre 1873 nach Wien kam und eine Audienz beim Kaiser nahm, um ein Schreiben des Königs Viktor Emanuel zu überreichen: „Der Kaiser las, betrachtete mich von Zeit zu Zeit, ich hatte den Eindruck, als meinte der Monarch, der Inhalt müßte mich ganz besonders interessiren. Dann fragte er: „Wissen Sie, was in dem Briefe steht?“ — „Ich glaube, es ist eine Empfehlung,“ und dabei lächelte der Kaiser. „Ich werde einer Ihrer Vorstellungen gewiß beizuhören. Im Theater an der Wien, nicht wahr?“ — „Ganz richtig, Majestät.“ — „Wann fangen Sie an?“ — „Uebermorgen.“ — „Sie werden Ludwig XI. spielen?“ — „Ja wohl.“ — „Da werde ich kommen. Und was Sie mir gebracht haben, ist eine Empfehlung.“ — Dabei wieder das leichte Lächeln von vorn. — „Ich glaube wenigstens, Majestät.“ Als ich fortgehen wollte, begegnete ich einen mir befreundeten Hofwürdenträger. Er hieß mich einen Augenblick warten, eilte in den Audiensaal, kam bald zurück und sagte mir: „Sie sind ein Diplomat. Seien Sie immer so verschwiegen! Morgen sehen wir uns wieder.“ — „Ich ein Diplomat? Wie? Was konnte der Brief des Königs enthalten? Warum hatte der Kaiser gelächelt? Was für eine Mission hatte ich unbenutzt erfüllt? Ueber solche und ähnliche Fragen gerach ich mir den Kopf, als Minister Dr. Unger bei mir erschien und mir zurief: „Also Sie haben Sr. Majestät den Brief überbracht, in welchem Ihr König mittheilt, er werde nach Wien kommen, um die Weltausstellung zu sehen?“ — „Ja? Ich weiß von nichts. Es war ein Empfehlungsschreiben.“ — Auch die Zeitungen sprachen damals geheimnißvoll von dem „Diplomaten“ Rossi, und als Kaiser Franz Joseph die erste Vorstellung des Künstlers besuchte: und vom Anfang bis zu Ende auf seinem Platz verblieb, nahm er redt Jedermann die Mittheilung von seiner diplomatischen Mission ernst.“

Thurene Zehnpfennigstücke. Im ganzen rheinischen Industriegebiete hatte sich in den letzten Wochen das Gerücht verbreitet, in Folge einer Wette würden die Zehnpfennigstücke von 1873 zu hohen Preisen aufgelaufen. In Düsseldorf sollte das Bankhaus Trintaus sich mit dem Anlauf beschäftigen. Es fanden sich alsbald viele Leute, die dem Märchen Glauben schenkten und eine wahre Jagd auf die bezeichneten Nickelstücke machten. Sehr oft wurde ein Aufgeld von 30 und 40 Pfennig für jedes Stück bezahlt. Ein Mann aus Cleve erschien in Düsseldorf bei einem Bankhaus, er hatte ein ganzes Cigarettenkästchen voll der Großen von 1873. Er wurde natürlich heimgeschickt. In Kapellen sind sogar 70 Pfennig Aufgeld für einen 7er Nickel bezahlt worden. Jedenfalls hat ein schlauer Gauner die Sache ins Werk gesetzt, um sich durch die Ueberzahlungen ein hübsches Sümmchen zu machen.

Eine Botschaft Ransens soll in ein Städtchen des Kreises Raasogundol (Gouv. Minsk) gelangt sein. Dort hätte man eine Brieftaube gefangen, an deren linkem Fuß sich ein silbernes (!) Täfelchen mit der Aufschrift „1893 Ransen“ befindet. Da diese Nachricht bisher von keiner Seite bestätigt wurde, so empfiehlt es sich, dieselbe vorläufig mit Vorsicht aufzunehmen. Es ist wahrscheinlich, daß es sich bei dieser Taube vielleicht um eine Ente handelt.

In der Sommerfrische. A.: „So zornig, als bei dem Echo hab ich meine Frau noch nie gesehen!“ — B.: „Und warum war sie so gereizt?“ — A.: „Weil sie nie das letzte Wort hatte!“

Das böse Latein. Richter (zu einem Straßenhändler, der ohne Gewerbeschein haufert und Unkenntniß des Gesetzes vorwärts): „Sie haben also bona fide gehandelt?“ Haufierer: „Ne, mit Streichhölzern!“

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 37.